

DIE IMMER ENTFLIEHENDE GEGENWART

DIE IMMER ENTFLIEHENDE GEGENWART

*Sieben Betrachtungen über die Vergänglichkeit nach
Schopenhauer*

Nach einem Vortrag über die Vergänglichkeit

Bernhard Buchhas

Gloggnitz · 2019

Verfasst und gesetzt von Bernhard Buchhas
Gloggnitz · 2019

*„Die Zeit ist die Form, mittelst derer jene Nichtigkeit der Dinge
als Vergänglichkeit derselben erscheint; indem, vermöge dieser,
alle unsere Genüsse und Freuden unter unsern Händen zu
Nichts werden und wir nachher verwundert fragen, wo sie
geblieben seien.“*

— Arthur Schopenhauer, *Die Welt als Wille und Vorstellung*,
Zweiter Band, Kap. 46

KAPITEL I

Das Fließen aller Dinge

Es gibt etwas, das jeder Mensch spürt und das doch kaum zu fassen ist: die Vergänglichkeit. Dass alles fließt. Dass nichts stillsteht. Dass jeder Augenblick, kaum ist er da, schon wieder vergeht.

Seltsam daran ist, dass dieses Wissen zunächst folgenlos bleibt. In der Jugend weiß man theoretisch, dass die Zeit vergeht, aber man spürt es nicht. Erst mit den Jahren spürt man es, und dann spürt man es überall. Zuerst an den kleinen Dingen: am eigenen Gesicht im Spiegel, das langsam ein anderes wird; an den Kindern, die groß werden, während man kaum hinsieht; an den Straßen der eigenen Jugend, die sich verändert haben, bis sie fremd geworden sind. Und dann an den größeren Dingen: an den Menschen, die nicht mehr da sind, an einer ganzen Welt, die man einmal kannte und die es nicht mehr gibt. Wer lange genug lebt, kennt das Gefühl, ein Überlebender aus einer versunkenen Zeit zu sein.

Genau dieses Gefühl hat Arthur Schopenhauer durchdacht wie kaum ein anderer. Denn er sah die Vergänglichkeit nicht als eine Nebensache des Lebens, sondern als seine Grundform. Die Form, in der alles Leben stattfindet, ist die Zeit — und die Zeit ist ein unaufhörliches Fließen, in dem nichts bestehen bleibt. Alles, was ist, ist im nächsten Augenblick schon gewesen.

„Die Art, wie diese Nichtigkeit aller Objekte des Willens sich dem im Individuo wurzelnden Intellekt kund giebt und faßlich macht, ist zunächst die Zeit.“

— Arthur Schopenhauer, *Die Welt als Wille und Vorstellung*,
Zweiter Band, Kap. 46

Von ihm stammt das Bild, dass unser Dasein keinen anderen Boden und Grund hat als die immer entfliehende Gegenwart. Es lohnt sich, dem nachzugehen, was das bedeutet. Der einzige Augenblick, der wirklich ist, ist die Gegenwart. Die Vergangenheit ist vorbei, sie existiert nicht mehr. Die Zukunft ist noch nicht, sie existiert noch nicht. Es gibt nur die Gegenwart — aber die Gegenwart hält keinen Augenblick still; kaum ist sie da, ist sie schon vergangen. Man steht auf einem Boden, der unter den Füßen unaufhörlich davonfließt.

„Der Objektivation des Willens ist die Form der Gegenwart wesentlich, welche als ausdehnungsloser Punkt die nach beiden Seiten unendliche Zeit schneidet und unverrückbar fest steht.“

— Arthur Schopenhauer, *Die Welt als Wille und Vorstellung*,
Erster Band, Viertes Buch

Man lebt also immer auf einer Grenze: zwischen einer Vergangenheit, die nicht mehr ist, und einer Zukunft, die noch nicht ist — auf einer Grenze, die selbst keine Ausdehnung hat. Das ist das Schwindelerregende an diesem Gedanken. Die Gegenwart ist unendlich schmal, ein Punkt ohne Dauer zwischen zwei Nichtsen, und doch ist sie alles, was man hat.

Vorab sei eines klargestellt: Es geht im Folgenden nicht um den Tod. Das ist ein eigenes Thema. Es geht um etwas, das mitten im Leben geschieht, jeden Tag — um das Vergehen aller Dinge, das Verrinnen der Zeit, der Jugend, der Augenblicke, der Menschen, der Welten, die man kannte. Und es geht um die Frage, ob es einen Frieden gibt mit einer Wahrheit, die niemand ändern kann.

Es folgen sieben dunkle Wahrheiten über die Vergänglichkeit. Nicht, um sie zu beklagen — das wäre sinnlos, denn sie ist unabänderlich —, sondern um zu verstehen, was sie ist und warum sie so schmerzt. Denn es gibt einen Frieden mit der Vergänglichkeit. Aber er führt nicht an ihr vorbei. Er führt mitten durch sie hindurch.

KAPITEL 2

Erste Wahrheit: Nur die Gegenwart ist wirklich

Die Vergangenheit existiert nicht mehr, die Zukunft existiert noch nicht — und doch verbringt man fast sein ganzes Leben an diesen beiden Nicht-Orten. Das ist eine Wahrheit, die man kennt und doch ständig vergisst. Wie viel Zeit geht an das, was war, und an das, was sein wird, und wie wenig an das, was ist?

Schopenhauer hielt dies für einen der großen Fehler des menschlichen Lebens. Der Mensch lebt fast nie in der Gegenwart. Er lebt in der Erinnerung an das Vergangene oder in der Erwartung des Kommenden. Er käumt wieder, was gewesen ist, und sorgt sich um das, was sein wird — und darüber entgeht ihm das Einzige, was wirklich existiert: der gegenwärtige Augenblick.

„Das Glück liegt demgemäß stets in der Zukunft, oder auch in der Vergangenheit, und die Gegenwart ist einer kleinen dunkeln Wolke zu vergleichen, welche der Wind über die besonnte Fläche treibt: vor ihr und hinter ihr ist Alles hell, nur sie selbst wirft stets einen Schatten.“

— Arthur Schopenhauer, *Die Welt als Wille und Vorstellung*,
Zweiter Band, Kap. 46

Die meisten Menschen, so seine Beobachtung, würden bei genauer Betrachtung finden, dass sie eigentlich immer nur *ad interim* gelebt haben — im Vorläufigen, im Übergang, in der Erwartung des eigentlichen Lebens, das immer noch bevorstand. Und dann ist das Leben vorbei, und das eigentliche Leben, auf das sie warteten, hat nie begonnen.

Das ist die universale Falle. Man behandelt die Gegenwart immer als Mittel zum Zweck, als Durchgang zu einer besseren Zukunft, die dann, wenn sie kommt, auch wieder nur Durchgang ist. Man opfert das wirkliche Jetzt einem eingebildeten Später, das nie zur Gegenwart wird, weil man es überspringt, sobald es da ist. Wenn diese Phase vorbei ist, denkt man, dann beginnt das wirkliche

Leben — wenn die Kinder groß sind, wenn mehr Zeit da ist, wenn man in Rente ist. Und immer ist das eigentliche Leben noch nicht da.

Die bittere Ironie dabei ist, dass jene Vergangenheit, die einem später so kostbar erscheint, einmal genau diese Gegenwart war, die man damals nicht geschätzt hat. Man hat sie durchlebt, ohne sie zu bemerken, weil man auch damals schon auf etwas anderes wartete. Die guten alten Zeiten, nach denen man sich sehnt, waren einmal der Alltag, den man überstehen wollte, um zu etwas Besserem zu kommen.

„Daher eben werden wir der drei größten Güter des Lebens, Gesundheit, Jugend und Freiheit, nicht als solcher inne, so lange wir sie besitzen; sondern erst nachdem wir sie verloren haben.“

— Arthur Schopenhauer, *Die Welt als Wille und Vorstellung*,
Zweiter Band, Kap. 46

Darin liegt die praktische Lehre dieser ersten Wahrheit. Wenn nur die Gegenwart wirklich ist, und wenn jede Gegenwart bald zu einer Vergangenheit wird, nach der man sich vielleicht sehnen wird, dann ist die einzige Weisheit, die gegenwärtige Stunde zu bemerken, solange sie da ist. Nicht auf das eigentliche Leben zu warten, sondern zu erkennen, dass dies hier das eigentliche Leben ist: dieser Tag, diese Stunde, dieser Augenblick, der schon vergeht, während man ihn lebt.

Das Provisorium ist das Leben. Es gibt kein anderes, das später käme. Wer das begreift, hört auf, die Gegenwart im Warten auf eine Zukunft zu verschwenden, die, wenn sie kommt, auch nur Gegenwart sein wird und ebenso rasch vergeht. Es ist die häufigste Weise, ein Leben zu verpassen: es für ein späteres zu halten, das nie kommt.

KAPITEL 3

Zweite Wahrheit: Die Vergangenheit ist ein Nichts

Die Vergangenheit ist kein Ort, an dem das Gewesene aufbewahrt wird. Sie ist ein Nichts. Und was Erinnerung genannt wird, ist nur ein blasses Bild, das die Zeit langsam verwischt.

Das ist eine harte Wahrheit, denn man denkt gern, die Vergangenheit sei irgendwo — dass das, was war, in gewisser Weise noch existiere, wenigstens als das, was gewesen ist. Schopenhauer nimmt auch diesen Trost, so nüchtern ist er: Das Vergangene existiert nicht. Es ist nicht an einem anderen Ort aufbewahrt, nicht in einer Kammer der Zeit verwahrt. Es ist einfach nicht mehr. Der vergangene Augenblick ist so vollständig verschwunden, als hätte er nie existiert.

*„Sie ist demnach allezeit ungenügend, die Zukunft aber ungewiß,
die Vergangenheit unwiederbringlich.“*

— Arthur Schopenhauer, *Die Welt als Wille und Vorstellung*,
Zweiter Band, Kap. 46

Was bleibt, ist nur die Erinnerung. Aber die Erinnerung ist nicht die Vergangenheit selbst. Sie ist ein Bild, das man in der Gegenwart in sich trägt: ein blasses, unvollständiges, sich ständig veränderndes Bild. Und dieses Bild verblasst mit der Zeit, wird ungenau, bis von ganzen Jahren nur noch ein paar verschwommene Szenen bleiben. Wer versucht, sich an seine Kindheit zu erinnern, dem bleiben ein paar Bilder — ganze Jahre sind fort, als hätte er sie nie gelebt. Und selbst bei den Bildern, die bleiben, weiß man nicht, ob sie wahr sind oder ob man sie sich im Laufe der Zeit zurechtgemacht hat. Die Erinnerung ist kein treues Archiv. Sie ist ein Erzähler, der die Geschichte bei jedem Erzählen ein wenig verändert. Je weiter etwas zurückliegt, desto weniger bleibt und desto ungewisser ist, ob das Wenige überhaupt stimmt.

Schopenhauer hat dafür ein erschütterndes Bild: Das vergangene Leben erscheint uns am Ende wie ein Traum, aus dem wir erwacht sind — undeutlich,

bruchstückhaft, kaum noch zu fassen. Die vielen tausend Tage, die man gelebt hat, sind versunken, und geblieben ist nur ein dünnes, verblassendes Gespenst voll Erinnerungen.

Das ist schwer zu ertragen, und es soll nicht beschönigt werden: Es bedeutet, dass fast alles, was ein Mensch erlebt hat, einfach verschwunden ist.

Doch Schopenhauer zieht daraus einen Gedanken, der die Härte mildert. Denn wenn die Vergangenheit ein Nichts ist, wenn das Vergangene so vollständig verschwunden ist, dann sind auch alle vergangenen Leiden ein Nichts. Alle Schmerzen, alle Sorgen, alle schweren Stunden — sie sind fort, so vollständig fort wie die guten Zeiten. Sie haben keine Wirklichkeit mehr. Sie können einem nichts mehr anhaben, es sei denn, man holt sie in die Gegenwart, indem man an sie denkt. Das Vergangene ist gleich-gültig geworden, im wörtlichen Sinne: von gleicher Gültigkeit, ob es Zorn war oder Freude, denn beides ist nun gleichermaßen nicht mehr.

Darin liegt, seltsam genug, ein Trost. Was einen einst zerriss, ist nun so wesenlos wie ein Traum von gestern Nacht. Die Vergänglichkeit ist also nicht nur der Feind, der uns das Gute nimmt. Sie ist zugleich die Macht, die uns vom Gewicht des Schlimmen befreit.

Das ist die Doppelnatur der Vergänglichkeit: Sie nimmt uns alles, das Gute und das Schlimme. Sie trägt die kostbaren Augenblicke fort, aber auch die schrecklichen. Ein reifer Mensch lernt, beide Seiten zu sehen. Er trauert um das Gute, das verging, aber er weiß auch, dass er nicht mehr gefangen ist in dem Schlimmen, das ebenso verging. Das Fließen der Zeit ist nicht nur Verlust; es ist auch die beständige Befreiung von allem, was war — eine Reinigung, die nichts festhält, weder das Glück noch das Leid.

KAPITEL 4

Dritte Wahrheit: Der Mensch, der man war

Der Mensch, der man war, ist nicht mehr. Man hat in seinem Leben viele Menschen sein müssen: das Kind, den jungen Menschen, den Erwachsenen — und alle sind vergangen wie Fremde. Nur ein dünner Faden der Erinnerung verbindet einen noch mit ihnen.

Das ist ein schwindelerregender Gedanke. Ist man derselbe wie das Kind, das man einmal war? In gewisser Weise ja — und in gewisser Weise ist dieses Kind so fremd wie ein anderer Mensch. Schopenhauer hat diese Fremdheit gegen uns selbst tief empfunden: Zwischen dem Greis und dem Kind, das er einmal war, liegt ein ganzes Leben, und doch sollen sie dieselbe Person sein. Aber was haben sie gemeinsam? Der Körper ist ein anderer geworden, Zelle um Zelle erneuert. Die Gedanken sind andere, die Gefühle, die Wünsche, die ganze Weise, die Welt zu sehen — alles hat sich verwandelt. Und doch gibt es dieses seltsame Gefühl der Identität, dieses Ich, das sich durch alle Verwandlungen hindurch für dasselbe hält.

Worauf beruht es? Nicht auf dem Körper, der sich erneuert hat; nicht auf den Gedanken, die andere geworden sind. Es beruht auf einem dünnen Faden der Erinnerung und auf dem, was Schopenhauer das unwandelbare Wesen unter allen Wandlungen nannte: den Charakter, den Willen, der im Grunde derselbe bleibt.

Das ist zunächst traurig. Aber es erklärt eine Erfahrung, die viele kennen: dass einem das eigene frühere Leben manchmal vorkommt wie das Leben eines anderen. Und in gewisser Weise ist es das Leben eines anderen.

Doch hier zeigt sich die andere Seite. Gibt es etwas, das durch all diese Wandlungen hindurch dasselbe bleibt? Schopenhauer nannte es den Charakter, den unwandelbaren Grundzug des Willens. Die äußere Erscheinung hat sich völlig verwandelt — die Gedanken, das Wissen, der Körper —, aber der Grundton des Wesens, die Art, wie ein Mensch im Innersten will, fühlt und auf die Welt reagiert, ist erstaunlich beständig geblieben. Wer jemanden mit zwanzig kannte und mit siebzig wiedersieht, erkennt nach dem ersten Fremdsein oft genau diesen Grundton wieder. Es ist noch derselbe Mensch — im Tiefsten nicht in dem, was ver-

gangen ist, nicht in den Gedanken, den Hoffnungen, dem Aussehen, sondern in dem, was unter allem Vergänglichem dasselbe geblieben ist.

Dieser unwandelbare Kern ist das Einzige, das die Zeit nicht fortgetragen hat. Fast alles fließt davon, aber im Grunde bleibt ein Kern, der derselbe ist — ein Kern, der nicht in der Zeit liegt und darum von der Zeit nicht verzerrt wird. Das ist ein tröstlicher Gedanke inmitten aller Vergänglichkeit. Die vielen Menschen, die man war, sind vergangen. Aber der, der sie alle war, jenes tiefe unwandelbare Wesen unter den Wandlungen, ist durch alles hindurch derselbe geblieben. Man hat nicht nichts verloren — man hat die Gestalten verloren. Aber das, was die Gestalten trug, ist noch da. Und es ist im Grunde das, was man wirklich ist.

KAPITEL 5

Vierte Wahrheit: Mit offener Hand

Alles, woran man sein Herz hängt, ist bereits im Vergehen begriffen. Man hält nichts fest, was nicht schon aus den Händen fließt: die Menschen, die Dinge, die Zeiten. Und dieses Festhaltenwollen ist selbst die Quelle eines großen Teils unseres Leidens.

Das berührt etwas Tiefes. Wir lieben, und indem wir lieben, hängen wir uns an etwas, das vergeht — und dann leiden wir, wenn es vergeht. Schopenhauer sah hier eine der Grundquellen des Leidens. Der Mensch klammert sich an das Vergängliche, als wäre es bleibend. Er hängt sein Herz an Menschen, an Besitz, an Zustände, an Lebensabschnitte und behandelt sie insgeheim, als würden sie für immer dauern. Aber nichts dauert. Alles ist im Fluss. Und so ist jedes Anklammern an das Vergängliche schon der Keim eines künftigen Schmerzes, denn was wir festhalten, wird uns unweigerlich entgleiten — nicht weil das Schicksal grausam wäre, sondern weil es die Natur der Zeit ist, alles fortzutragen. Wer an einer fließenden Welt festhält, dessen Hände werden unweigerlich leer, und der Schmerz des leeren Greifens ist der Preis dafür, dass er Fließendes festhalten wollte.

Soll man denn nichts lieben, um nicht zu leiden? Das kann nicht die Lösung sein. Schopenhauer selbst neigte zu der Antwort: Löse dich von allem; hänge dein Herz an nichts, dann kann dir nichts genommen werden. Das ist die asketische Antwort, und sie hat ihre Wahrheit. Aber sie ist kalt, und die meisten Menschen können und wollen sie nicht leben.

Es gibt eine andere Antwort, die aus derselben Einsicht folgt und doch wärmer ist. Sie lautet nicht: Liebe nichts. Sie lautet: Liebe im vollen Wissen um die Vergänglichkeit. Halte das, was du liebst, mit offener Hand, nicht mit der Faust. Wer mit der Faust festhält, dem wird das Geliebte entrissen, und die Faust bleibt schmerzend und leer. Wer mit offener Hand hält, dem ruht das Geliebte in der Hand, solange es da ist; und wenn es geht, gleitet es sanfter fort, weil es nie festgeklammert war.

Mit offener Hand halten heißt, das Vergängliche zu genießen, ohne den Wahn, es besitzen zu können. Und das verwandelt sogar die Vergänglichkeit selbst. Denn

wer weiß, dass alles vergeht, und aufhört, dagegen anzukämpfen, der sieht das Vergängliche mit anderen Augen. Gerade weil dieser Augenblick nicht bleibt, ist er kostbar. Gerade weil dieser Mensch sterblich ist, ist seine Gegenwart ein Geschenk. Gerade weil dieser Sommer vergeht, ist sein Licht so schön.

Die Vergänglichkeit, die uns alles nimmt, ist zugleich das, was allem seinen Wert gibt. Ein unvergänglicher Augenblick wäre wertlos — so wertlos wie etwas, das man im Überfluss und für immer hat. Der Wert des Kostbaren liegt gerade in seiner Vergänglichkeit. Wer das begreift, hört auf, gegen das Fließen zu kämpfen, und beginnt, im Fließen selbst eine schwermütige Schönheit zu sehen: die Schönheit dessen, was gerade darum leuchtet, weil es nicht bleibt. Es ist die einzige Weise, das Vergängliche zu lieben, ohne von seinem Vergehen zerstört zu werden.

KAPITEL 6

Fünfte Wahrheit: Die ungleiche Zeit

Die Zeit vergeht nicht gleichmäßig. Sie beschleunigt sich, je älter man wird. Die Jahre der Jugend waren lang und weit; die Jahre des Alters verrinnen wie Wasser. Ein Sommer in der Kindheit dauerte eine Ewigkeit, ein Jahr im Alter ist vorbei, bevor man sich umsieht. Und dafür gibt es einen Grund.

Schopenhauer hat dafür eine ebenso schöne wie überzeugende Erklärung gegeben. In der Jugend ist alles neu. Jeder Tag bringt Eindrücke, die man zum ersten Mal erlebt, und weil alles neu ist, ist das Bewusstsein voll. Die Zeit ist dicht gefüllt mit Erlebnissen, und darum erscheint sie lang. Ein einziger Sommer der Kindheit enthält so viele erste Male, so viele neue Eindrücke, dass er sich zu einer scheinbaren Ewigkeit dehnt.

Im Alter aber ist fast nichts mehr neu. Man hat alles schon gesehen, schon erlebt, schon tausendmal getan. Die Tage gleichen einander, die Wochen verschwimmen, ein ganzes Jahr enthält kaum noch einen Eindruck, der sich von den anderen abhebt. Und darum verrinnt die Zeit: weil sie leer ist an Neuem, gleitet sie durch das Bewusstsein, ohne Halt zu finden, wie Wasser durch die Finger. Die Zeit vergeht schneller, weil weniger Neues geschieht, das sie füllen könnte.

Daraus folgt eine überraschende praktische Lehre. Wenn die Zeit sich dehnt, wo Neues geschieht, und verrinnt, wo sich alles gleicht, dann kann ein Mensch seine Zeit auch im Alter wieder verlangsamen, indem er das Neue sucht. Nicht das große Abenteuer, das im Alter oft nicht mehr möglich ist, sondern die kleine Aufmerksamkeit für das, was noch nie da war: ein Weg, den man noch nie gegangen ist; ein Buch, das eine neue Welt öffnet; ein Gedanke, den man noch nie gedacht hat; ein genaues Hinsehen auf etwas Gewöhnliches, das man bisher übersah. Wer aufmerksam lebt, wer das Neue im Alltäglichen bemerkt, dessen Zeit füllt sich wieder und dehnt sich.

Das ist tröstlich. Es heißt, dass das Verrinnen der Zeit im Alter nicht ganz ein Schicksal ist, sondern dass die Aufmerksamkeit sie ein Stück weit wieder dehnen kann. Der wache, neugierige alte Mensch erlebt seine Jahre voller als der stumpfe, gewohnheitsmäßige — nicht weil ihm mehr geschieht, sondern weil er mehr bemerkt. Und das Bemerken ist es, das die Zeit füllt und dehnt.

Die Länge eines Lebens misst sich demnach nicht in Jahren, sondern in dem, was das Bewusstsein in diesen Jahren aufgenommen hat. Ein aufmerksam gelebter Abend ist voller als ein zerstreut gelebtes langes Jahr. Und darum ist die Aufmerksamkeit, das wache Bemerken der Gegenwart, nicht nur eine Weise, glücklicher zu leben, sondern auch eine Weise, gleichsam länger zu leben — indem man die Zeit, die man hat, mit mehr Wirklichkeit füllt.

KAPITEL 7

Sechste Wahrheit: Der letzte Zeuge einer Welt

Die ganze Welt, die man kannte, vergeht mit einem selbst. Nicht nur der Mensch vergeht, sondern auch die Zeit, in der er gelebt hat: die Sitten, die Lieder, die Selbstverständlichkeiten seiner Jahre. Jeder Mensch ist am Ende der letzte Zeuge einer Welt, die mit ihm untergeht.

Es ist die Welt der eigenen Jugend: die Art, wie man damals sprach; die Lieder, die alle kannten; die Straßen, wie sie waren; die Selbstverständlichkeiten, über die man nicht nachdenken musste, weil alle sie teilten. Diese Welt ist irgendwann fast ganz verschwunden. Die Jüngeren kennen sie nicht. Und wenn die wenigen, die noch übrig sind, gegangen sind, wird niemand mehr wissen, wie es war — wie sich jene Zeit von innen anfühlte. Sie wird nicht einmal mehr Erinnerung sein. Sie wird einfach nicht mehr da sein.

Das ist eine der tiefsten Formen der Vergänglichkeit, und Schopenhauer hat sie gekannt. Jeder Mensch trägt eine ganze Welt in sich: die Welt seiner Zeit, gesehen durch seine Augen. Und diese Welt ist einzigartig, unwiederholbar und sterblich wie er selbst. Wenn er geht, geht sie mit. Nicht die Fakten — die mögen in Büchern stehen —, sondern das lebendige Gefühl jener Zeit, das nur der hat, der sie durchlebt hat. Und das ist unrettbar. Es lässt sich nicht weitergeben, nicht aufbewahren, nicht überliefern. Es vergeht mit dem Letzten, der es in sich trug.

So vergeht Generation um Generation, jede mit ihrer eigenen Welt, und diese Welten berühren sich nie ganz. Die Alten leben schon zu Lebzeiten zunehmend in einer versunkenen Welt, umgeben von einer neuen, die nicht mehr ihre ist. Sie sind Überlebende, bevor sie sterben: die letzten Bewohner eines Landes, das es nicht mehr gibt.

Wie soll man das tragen — dass nicht nur man selbst, sondern die ganze eigene Welt verschwindet? Hier verweist Schopenhauers Denken auf etwas Größeres. Ja, die eigene Welt vergeht. Aber dasselbe gilt für alle Menschen aller Zeiten. Die Welt der Alten, als man selbst jung war, verging ebenso, und sie trugen denselben Schmerz. Und die Welt der Jungen, die einen heute umgibt, wird auch vergehen, und sie werden eines Tages dasselbe fühlen. Es ist nicht das besondere Los eines Einzelnen. Es ist das Los alles Lebendigen.

Und in dieser Universalität liegt ein seltsamer Trost — nicht der Trost, dass es nicht schmerzt, sondern der Trost, Teil von etwas zu sein, das größer ist als man selbst: der endlosen Folge der Generationen, von denen jede ihre Welt hat und wieder hergibt, wie die Wellen des Meeres, von denen jede einmal steigt und bricht und zurücksinkt, damit die nächste steige. Man ist eine Welle. Die eigene Welt steigt und bricht. Aber das Meer bleibt und trägt immer neue Wellen, in einem Rhythmus, der lange vor einem war und lange nach einem sein wird.

Eine Welle zu sein, die steigt und bricht, nimmt dem Vergehen etwas von seiner Einsamkeit, weil es einen einreihet in etwas Großes und Uraltes. Man vergeht nicht allein, als ein einzelner Ausnahmefall des Unglücks. Man vergeht, wie alles vergeht: im großen, ruhigen Rhythmus des Werdens und Vergehens, der die Grundmelodie der ganzen Welt ist. Und wer sich in diesen Rhythmus eingereiht sieht, nicht als Opfer, sondern als Teil, der findet in der Vergänglichkeit selbst eine Art von Frieden — den Frieden dessen, der aufgehört hat, eine Ausnahme sein zu wollen, und sich still in die große Bewegung fügt, die alles trägt und alles wieder hergibt.

KAPITEL 8

Siebte Wahrheit: Sich fügen statt kämpfen

Der Friede mit der Vergänglichkeit kommt nicht daher, dass wir das Fließen aufhalten — das kann niemand —, sondern daher, dass wir aufhören, dagegen zu kämpfen. Wer sich in den Strom fügt, hört auf zu ertrinken.

Man bedenke, wie wir gegen die Vergänglichkeit kämpfen. Wir versuchen festzuhalten, was fließt. Wir sehnen uns zurück nach dem, was vergangen ist. Wir fürchten uns vor dem, was kommt. Wir klammern uns an die Jugend, an die Menschen, an die Zeiten — und leiden, wenn sie uns entgleiten. Dieser Kampf gleicht dem Kämpfen eines Menschen, der in einen Fluss gefallen ist und gegen die Strömung anschwimmt: Er erschöpft sich, und die Strömung trägt ihn doch fort.

Höre auf, gegen den Strom zu schwimmen — nicht weil du aufgibst, sondern weil der Kampf sinnlos ist und dich nur erschöpft. Füge dich in den Strom. Lass dich tragen. Und du wirst entdecken, dass der Strom, gegen den du kämpftest, dich sanft trägt, sobald du aufhörst, gegen ihn zu ringen.

Das sieht aus wie Resignation und ist doch ihr Gegenteil. Resignation heißt, verbittert aufzugeben und das Leben nicht mehr zu wollen. Sich in den Strom der Vergänglichkeit zu fügen, ist etwas anderes: Es heißt, Frieden zu finden mit der Grundtatsache des Daseins, statt sich an ihr zu zerreiben. Der Mensch, der sich fügt, hört nicht auf zu lieben, zu genießen, zu leben. Im Gegenteil: Er lebt zum ersten Mal wirklich, weil er nicht mehr seine Kraft im aussichtslosen Kampf gegen die Zeit verbraucht. Er nimmt jeden Augenblick, wie er kommt, genießt ihn, solange er da ist, und lässt ihn ziehen, wenn er geht, ohne sich an ihn zu klammern. Er trauert um das Vergangene, ohne in der Trauer zu versinken. Er freut sich auf das Kommende, ohne sich in der Erwartung zu verlieren. Und er ruht in der Gegenwart, dem einzigen Ort, an dem das Leben wirklich ist.

Der Friede mit der Vergänglichkeit ist also kein geringeres Leben, sondern ein volleres — voller, weil wahrer. Der Mensch, der gegen die Zeit kämpft, lebt in einem ständigen Streit mit der Wirklichkeit: Er will, dass die Dinge bleiben, die nicht bleiben können. Er ist im Krieg mit der Natur des Daseins selbst, und dieser Krieg vergiftet ihm jeden Augenblick, denn selbst das Schöne, das er hat, ist ihm verbittert durch das Wissen, dass es vergehen wird.

Der Mensch aber, der Frieden geschlossen hat mit der Vergänglichkeit, ist aus diesem Krieg entlassen. Er weiß, dass alles fließt, und hat aufgehört, es anders zu wollen. Und darum kann er das Schöne genießen, ohne es durch die Furcht vor seinem Ende zu vergiften. Er kann den Sommer lieben, obwohl er weiß, dass der Herbst kommt. Er kann Menschen lieben, obwohl er weiß, dass sie sterblich sind. Er kann den Augenblick bewohnen, obwohl er weiß, dass er vergeht — denn er hat aufgehört zu verlangen, dass es anders sei.

Schopenhauer sah in dieser Fügung eine Weisheit, die den großen stillen Gemütern aller Zeiten gemeinsam war. Sie hatten aufgehört, gegen das Vergehen zu kämpfen. Sie ruhten in dem, was ist, so wie es ist. Und aus dieser Fügung kam eine tiefe Heiterkeit — nicht die laute Heiterkeit des Vergnügens, sondern die stille Heiterkeit dessen, der Frieden geschlossen hat mit der Grundbedingung seines Daseins. Es ist die Heiterkeit des Abends, wenn die Sonne sinkt und man weiß, dass der Tag vergeht, und gerade in diesem Wissen den sinkenden Tag am schönsten sieht.

KAPITEL 9

Die Heiterkeit des Abends

Sieben dunkle Wahrheiten über die Vergänglichkeit, noch einmal überblickt.

Die erste: Nur die Gegenwart ist wirklich. Die Vergangenheit ist nicht mehr, die Zukunft noch nicht — und wer im Warten auf das eigentliche Leben lebt, verpasst das Einzige, das er hat.

Die zweite: Die Vergangenheit ist ein Nichts, kein Ort, an dem das Gewesene aufbewahrt wird. Aber darum sind auch die vergangenen Leiden ein Nichts. Die Vergänglichkeit befreit.

Die dritte: Der Mensch, der man war, ist vergangen wie ein Fremder. Viele Tode stirbt man im Laufe eines Lebens — und doch bleibt ein unwandelbarer Kern, den die Zeit nicht fortträgt.

Die vierte: Alles, woran man sein Herz hängt, ist im Vergehen begriffen. Halte es mit offener Hand, nicht mit der Faust — denn die Vergänglichkeit ist es, die allem seinen Wert und seine Schönheit gibt.

Die fünfte: Die Zeit beschleunigt sich mit dem Alter, weil weniger Neues sie füllt. Aber die wache Aufmerksamkeit kann sie wieder dehnen und das Leben voller machen.

Die sechste: Die ganze Welt, die man kannte, vergeht mit einem selbst. Aber man vergeht nicht allein: Man ist eine Welle im großen Rhythmus des Werdens und Vergehens, der alles trägt.

Und die siebte: Der Friede mit der Vergänglichkeit kommt nicht vom Aufhalten des Flusses, sondern vom Aufhören zu kämpfen. Wer sich in den Strom fügt, hört auf zu ertrinken und lebt zum ersten Mal ganz gegenwärtig.

Schopenhauer hat die Vergänglichkeit nicht kleingeredet. Er hat sie in ihrer ganzen Härte gesehen: das Fließen, das nichts festhält, das Vergehen aller Dinge, das Nichts der Vergangenheit. Und doch führt sein Weg nicht in die Verzweiflung, sondern hindurch — zu einem stillen Frieden, zu der Einsicht, dass die Vergänglichkeit, die uns alles nimmt, zugleich das ist, was allem seinen Wert und seine Schönheit gibt. Und dass der Mensch, der aufhört, gegen sie zu kämpfen, in ihr selbst einen Frieden findet: den heiteren Frieden des Abends, der den sinkenden Tag gerade darum am schönsten sieht, weil er weiß, dass er vergeht.

Alles fließt. Aber im Fließen selbst liegt ein Frieden, wenn man aufhört, dagegen zu schwimmen. Und wer diesen Frieden gefunden hat, hat das Schwerste gelernt, was die Zeit uns lehren kann, und zugleich das Befreiendste: dass wir nichts festhalten müssen, weil im Loslassen selbst der tiefste Frieden wohnt.